

Vielfalt leben

Das Magazin von SZENE HAMBURG und Inklusionsbüro 12 / 2017



Willis Welt geht nicht ohne Musik. Doch Konzerte mit ihm werden zum Seiltanz – für die Familie und die anderen Besucher

SZENE
HAMBURG


Hamburg
wird inklusiv

DARUM INKLUSION

Wie inklusiv sind wir schon und wo brauchen wir noch Nachhilfe und Aufklärung?



Klaus Becker
Geschäftsstellenleiter der
Senatskoordinatorin
für die Gleichstellung
behinderter Menschen



Ilona Lütje
Redaktionsleitung
SZENE HAMBURG



Hedda Bültmann
Ressortleiterin Theater
SZENE HAMBURG

Zeit für Inklusion



Hamburg ist inklusiv! Oder zumindest auf dem besten Weg dorthin. Das bestätigt auch Sozialsenatorin Melanie Leonhard in unserem Interview (Seite 4), auch wenn sie sagt: „Es gibt noch viel zu tun.“ Denn im Gesetz verankerte Teilhabe und die Behindertenrechtskonvention der UN schützen noch lange nicht vor Ausgrenzung. Das zeigt auch die aktuelle Ausgabe unseres Inklusionsmagazins. Da dürfen Sportler mit Handicap nicht an Wettkämpfen teilnehmen (Seite 12), dort stört ein Junge mit Down-Syndrom das Klassik-Publikum (Seite 6). Doch nicht immer sind es nur Vorurteile, Unwissenheit und Intoleranz, die die Inklusion baden gehen lassen.

Manchmal stößt sie einfach von selbst an ihre Grenzen. Darum ist es „Zeit für Inklusion“: „Es ist wichtig, das Bewusstsein der Öffentlichkeit für das Thema Inklusion zu schärfen, sagte denn auch Bürgerschaftspräsidentin Carola Veit (Foto 3.v.r.), als sie am 1. November zusammen mit Senatskoordinatorin Ingrid Körner (Foto 4.v.l.) am Hamburger Rathaus die Inklusionsfahne hisste. Bis zum 4. Dezember 2017 bieten Sportvereine, Kultureinrichtungen, Stiftungen, Bücherhallen und Bürgervereine weit mehr als 100 unterschiedliche Veranstaltungen für Menschen mit Behinderungen an. Den Abschluss bildet die Auszeichnung „Wegbereiter der Inklusion“ im Rathaus am 4. Dezember. Gewürdigt werden Projekte, Personen oder Initiativen, die sich auf den Weg gemacht haben, ihre Angebote inklusiv zu gestalten.

Das haben wir, SZENE HAMBURG und das Inklusionsbüro Hamburg, uns auf die Fahnen geschrieben und wollen mit dem Inklusionsmagazin das Bewusstsein in der Welt der Menschen ohne Behinderung schärfen, Berührungängste abbauen und Platz für ein Miteinander schaffen. Denn: Wir sind alle Menschen – unabhängig von Geschlecht, Herkunft, Hautfarbe, Religion, sexuellen Orientierungen oder Behinderungen!

Viel Spaß beim Lesen wünschen Ihnen

Klaus Becker,
Inklusionsbüro

Ilona Lütje,
SZENE HAMBURG

Impressum

ISSN 1614-3892
Herausgeber: SZENE HAMBURG
und Inklusionsbüro Hamburg
Redaktion:
Klaus Becker, Hedda Bültmann,
David Hock, Ilona Lütje, Mirko
Schneider, Anastasia Umrík

Schlussredaktion: Helge H. Rasch
Grafik: Eike Hahn
Redaktionsanschrift:
Hegestraße 40
20251 Hamburg
redaktion@vkfmi.de, szene-hamburg.de

Erscheinungsweise: Zweimal jährlich
Fotos: Jakob Börner, Philipp Jung,
Sarah Schiffmann
Gesamtherstellung:
VKM Verlagskontor für Medien-
inhalte GmbH

Geschäftsführung:
Mathias Forkel
Hegestraße 40, 20251 Hamburg
Telefon: 040 52 47 22 60
Druck: NEEF + STUMME premium
printing GmbH & Co. KG



Mirko Schneider
Sport-Autor
SZENE HAMBURG



David Hock, 20, ist freier Autor – u.a. für SZENE HAMBURG, Rollt. und Hamburger Abendblatt. Von den Paralympischen Spielen in Rio berichtete er im September 2016 zudem als Korrespondent des Tagesspiegels für die Paralympics Zeitung



Anastasia Umrik ist 30 und ihre Lieblingsfarbe ist rot: Roter Lippenstift und roter Wein. Migrationskind, Rollstuhlfahrerin, ehemalige Sonderschülerin, Frau ... Sie schreibt – über das Leben – ehrlich, humorvoll und ein Tick überspitzt www.anastasia-umrik.de



Wenn die Musik spielt, ...
... macht Willi mit. Ist das anderen zumutbar?



Hier geht die Inklusion baden
Wettkampf-Aus für Sportler mit Behinderung

Inhalt



„Es gibt noch viel zu tun“
Interview mit Sozialsenatorin Melanie Leonhard

Model mit Handicap	7
Ausgeh-Tipps	11
Beruf: Assistenz	14
Locker bleiben!	16

FOTOS: Jakob Börner (o.l.), Phoenix Sport (u.l.), Jakob Börner (r.)

„Wir müssen einander annehmen, wie wir sind“

Teilhabe Sozialsenatorin Melanie Leonhard ist hart im Nehmen. Kaum war sie Ende 2015 im Amt, gab's viel zu tun für die damals 38-Jährige: Flüchtlingswelle, Kindstötung – es waren gleich Krisen, die die Senatorin zu bewältigen hatte. Auch in Sachen Inklusion zeigt sie sich kämpferisch

- Interview: Ilona Lütje
- Foto: Jakob Börner

? Frau Leonhard, als Sie Ende 2015 als Sozialsenatorin starteten, hatten Sie mit der Flüchtlingswelle gleich die erste Krise auf dem Tisch. Seitdem ist Integration Ihr großes Thema. Wo findet sich da überhaupt noch Platz für Inklusion?

Inklusion ist tatsächlich – auch wenn es nicht jeden Tag in den Zeitungen steht – ein wesentlicher Teil unserer Arbeit. Übrigens auch beim Thema Geflüchtete. Auch unter ihnen gibt es viele Menschen, die einen speziellen Unterstützungsbedarf haben. Dort geht es um die Frage: Wie kann man auch für Menschen, die nicht

nur eine Sprachbarriere haben und nicht nur kulturell fremd sind, sondern auch noch eine andere Einschränkung haben, eine gesellschaftliche Teilhabe gut organisieren? Es spielt also trotz allem für uns in allen Bereichen jeden Tag eine Rolle.

Was ist Inklusion für Sie persönlich?

Inklusion ist für mich, wenn alle miteinander leben, miteinander zu tun haben und einander auch auszuhalten.

Ist das in Hamburg nicht schon so? Denken wir nicht eh schon inklusiv?

Wir sind eine sehr vielfältige Stadt, aber wir sind weit davon entfernt, an allen Ecken so inklusiv zu sein, wie wir das könnten.

Wir haben viele Bereiche, in denen wir gut sind, zum Beispiel in der frühen Bildung und Betreuung. In anderen Bereichen sieht das leider noch anders aus. Menschen mit Seheinschränkungen zum Beispiel haben noch viel zu viele Hürden zu nehmen. Das geht schon mit der gesamten Werbung im Stadtraum los: Es gibt ganz viel Leuchtwerbung in Farben, die ineinanderfließen und von Menschen mit kleinsten Seheinschränkungen schon nicht mehr wahrgenommen werden können. Man kann nicht mehr erkennen, welches Produkt eigentlich beworben wird. Darüber macht man sich keine Gedanken, wenn man nicht betroffen ist. Hier müssen wir beim Thema Inklusion noch weiterkommen.

Das bedeutet, bei dieser Art von Barrierefreiheit hapert es also noch ...

... wie überall in Deutschland. Und übrigens auch weit über die Grenzen hinaus. Wir haben inzwischen – anders als noch vor 20 Jahren – beim Thema physische Barrierefreiheit einen großen Schritt nach vorn gemacht. Noch nicht überall perfekt, aber wir werden besser. Man muss zum Beispiel niemandem mehr erklären, warum ein neu gebautes Haus auch Rampenzugänglichkeit braucht, warum Flure breiter sein müssen und warum kleine Eingangstüren unpraktisch sind. Das ist im gesellschaftlichen Verständnis schon völlig klar.

Bei jeder anderen Barrierefreiheit sieht das leider anders aus. Zwei Beispiele: Informationen werden häufig so gestaltet, dass jemand mit Lernschwierigkeiten sie nicht versteht. Oder: Musikbeschallung im Kaufhaus führt dazu, dass sich Menschen mit Hörschwierigkeiten nicht mehr auf die eigentlichen Durchsagen konzentrieren können. Das bedenkt kaum jemand. Dies sind noch Arten von Einschränkungen, die wir häufig nicht auf dem Zettel haben. Wir denken bei Barrierefreiheit eben immer erst an die Treppe. Da ist noch richtig viel zu tun.

Trotz Inklusionsdebatte erleben Menschen mit Behinderungen also immer noch Ausgrenzung. Wie lässt sich das verbessern?

Wir brauchen in allererster Linie gegenseitiges Verständnis. Beim Thema Arbeit sind wir zum Beispiel schon sehr gut vorangekommen. Wir haben kürzlich den Inklusionspreis an einen Hotel- und Gastronomiebetrieb verliehen, weil er auch Menschen mit Behinderungen im regulä-



„Wir sind weit davon entfernt, so inklusiv zu sein, wie wir könnten“

ren Betrieb einsetzt. Das sind ganz normale Kolleginnen und Kollegen. An dieser Stelle haben wir in Hamburg viel mehr zu bieten, als viele wissen.

Damit spielen Sie auch auf das „Hamburger Budget für Arbeit“ an. Welche Erfahrungen haben Sie damit gemacht?

Beim Budget für Arbeit geht es um die Frage: Wie können Menschen mit einer Einschränkung – egal ob geistig und/oder körperlich – gut in Arbeit kommen. Und zwar nicht in einer Werkstatt für behinderte Menschen, sondern im echten Arbeitsmarkt und in einem Beruf, den sie sich vorstellen und der ihren Fähigkeiten entspricht. Das Budget für Arbeit ist einfach ein Topf Geld und rechtliche Möglichkeiten, aus dem man individuell mit den Menschen und einem potenziellen Arbeitgeber eine Lösung unterstützen kann. Auf diese

Weise ist es jetzt schon gelungen, mehr als 250 Menschen in Arbeit zu bringen. Wegen des Erfolgs in der Pilotphase hatten wir das Projekt schon verstetigt und es über das Bundesteilhabegesetz nun auch bundesweit ermöglicht.

Wie bringen Sie denn Unternehmen und Arbeitnehmer zusammen? Viele kennen diese Möglichkeit sicher gar nicht.

Gemessen an den Hamburger Arbeitsplätzen ist es momentan tatsächlich noch sehr wenig. In der Regel interessieren sich die Unternehmen dafür, die schon Arbeitnehmer mit einer Behinderung kennen. Wir haben außerdem ein Jobcenter nur für Menschen mit Behinderungen und wir bewerben das Thema auch über Arbeitsagentur, Jobcenter und Informationsveranstaltungen. Manche Unternehmen müssen sich zwangsläufig mit dem Thema ausein-

andersetzen, weil es auch um Menschen geht, die erst im Laufe ihres Berufslebens von einer Einschränkung betroffen werden.

Hat der Fördertopf auch Grenzen?

Nein, es gibt jetzt einen gesetzlichen Anspruch! Über das Bundesteilhabegesetz haben Menschen mit Behinderungen einen Rechtsanspruch darauf, über das Budget für Arbeit die Leistung für einen konkreten Arbeitsplatz zu erhalten. Wenn es also mehr kostet, müssen wir als Staat auch mehr Geld zur Verfügung stellen. Insofern: ein riesengroßer Schritt in Richtung Inklusion.

Kann das BTHG dieses Versprechen auf Teilhabe denn auch wirklich einhalten oder wird nur der Anschein erweckt?

Im Gesetzgebungsverfahren gab es sehr hohe Ansprüche, weil das BTHG die Unterstützung für Menschen mit Behinderung aus der Sozialhilfe rausnimmt. Das bedeutet: Wir unterstützen euch nicht, weil ihr bedürftig seid, sondern weil ihr einen Anspruch darauf habt. Das ist eine ganz neue Qualität. Ich hoffe, dass es insgesamt eine neue Haltung in der Gesamtgesellschaft bewirkt. Inklusion soll nicht mehr nur von denjenigen ermöglicht werden, die das dankenswerterweise mal machen, sondern wir müssen uns alle gefälligst bemühen, den Anspruch darauf auch zu erfüllen. Und ich wünsche mir, dass es auch zunehmend selbstverständlich wird für Menschen mit einer Behinderung, den Anspruch auch einzufordern.

Gehen Sie als Behörde eigentlich auch mit gutem Beispiel voran?

Wir haben selbst 140 Kolleginnen und Kollegen mit Behinderungen. Außerdem unterstützen wir zusätzlich auch mehrere Projekte. Ein ganz Besonderes ist zum Beispiel „Auf Achse“, das sich an Menschen

mit Schwerstmehrfachbehinderungen richtet. Einmal die Woche kommen sie zu uns und helfen beim Eindecken der Räume für Sitzungen. Das Projekt ermöglicht der Tagesförderstätte nicht nur ein gutes Programm, sondern auch eine inklusive Tätigkeit für die Menschen. Sie bekommen Anerkennung und Feedback, wenn es anders sein muss. Und das ist aus meiner Sicht Inklusion.

Wie sehen das die Mitarbeiter ohne Behinderungen?

Ähnlich. Wir müssen einfach miteinander in Kontakt kommen und uns einander auch zumuten. Jede und jeder ist anders und braucht andere Rahmenbedingungen für die Arbeit.

Es heißt mitunter, Inklusion habe auch Grenzen. Wir haben den Fall aktuell einmal am Beispiel Elbphilharmonie aufgegriffen (Seite 8), wo man einem Jungen mit geistiger Behinderung zumindest mal einen Probenbesuch ermöglicht hat.

Das kann ein guter Weg sein, um alle Interessen unter einen Hut zu bekommen. Klassische Musik ist ein sehr gutes Beispiel für Grenzen – klassische Konzerte sind wenig inklusiv. Und das trifft übrigens nicht nur Menschen mit geistigen Behinderungen, sondern auch Kinder. Sie reagieren häufig stark auf die Musik, wegen der vielen Instrumente und weil sie sehen können, wo Musik herkommt. Da sie aber dazu neigen, mitmachen zu wollen und das beim Klassikpublikum nicht gern gesehen wird, sind diese Vorstellungen in der Regel nicht inklusiv. Das wird zwar nicht gesagt, aber es ist gelebte Praxis. Das sind alles Dinge, wo wir erst am Anfang stehen. Wir sind eine diverse Gesellschaft. Inklusiv wollen wir erst noch werden.

Werden wir das schaffen?

Wir müssen es schaffen, nicht nur, weil die UN-Behindertenrechtskonvention das sagt. Es ist oberstes menschenrechtliches Gebot, dass wir uns einander annehmen, so wie wir sind – in allen Lebensbereichen, mit den Grenzen, die es gibt, aber auch mit den vielen Möglichkeiten. Das wäre für mich erreicht, wenn das so ist wie bei Kindern: Die sind nur mit Menschen in der Kita. Der eine kann dieses besser, der andere kann jenes besser und der Tom kann halt nicht laufen. Aber dahin zu kommen, wird noch ein langer Weg sein, und den kann ich nicht in Jahren abzeichnen.





Mein Leben ist eine zweite Chance

Model mit Handicap Bei einem Unfall verlor Vanessa Langner (32) beide Beine. Das hindert sie nicht daran, nach Chile zu reisen oder kurze Röcke zu tragen. Jetzt erst recht

► Protokoll: Hedda Bültmann

► Foto: Sarah Schiffmann

Mit 21 Jahren habe ich bei einem Unfall beide Beine verloren und trage seitdem Prothesen. Das ist für mich Normalität, denn ich bin, wie ich bin. Das konnte ich auch damals sehr schnell annehmen und hatte von Anfang an das Gefühl: „Jetzt erst recht!“ Ich glaube, diese Haltung hat mich auch vor Krisen bewahrt. Ich empfinde mein Leben nicht als schwer, sondern als zweite Chance, denn ich durfte weiterleben.

Anfangs musste ich natürlich alles neu erlernen, aber mittlerweile gibt es im Alltag nichts, was ein Hindernis ist. Wenn ich mal viele Treppen steigen muss, dauert es zwar etwas länger, aber dann ist das so. Klar, es ist nicht mehr alles machbar, wie jede Sportart, aber dann gibt es anderes, was mir Spaß macht.

Ich reise wahnsinnig gerne und war zuletzt mit dem Camping-Bus in Italien. Auch in Chile war ich schon mal für ein halbes Jahr. Mit meinen Gehhilfen komme ich fast überallhin und passe die Tragezeit meiner Prothesen dem an, was ich tue und nicht umgekehrt. Ich brauche die Abwechslung und immer wieder neuen Input. Deshalb bin ich, neben meiner freien Tätigkeit als Lehrerin für Deutsch als Fremdsprache und Lektorin, seit Kurzem bei der Agentur Bühnenkind als Model mit Handicap. Bei meinem ersten Auftrag Anfang November habe ich bei der Aktion

„Lebendiges Schaufenster“ gemeinsam mit zwei „normalen“ Models in einem Schaufenster in der Mönckebergstraße Mode präsentiert. Das würde ich gerne weiter ausbauen. Es hat mir schon vor dem Unfall Spaß gemacht, mich zu verwandeln und zu präsentieren, und warum sollte ich jetzt damit aufhören? Außerdem möchte ich zeigen, dass, egal, wer was hat, es immer möglich ist, seine Träume zu verfolgen. Dazu gehört auch, dass ich meine Prothesen nicht verstecke. Meine Art damit umzugehen, ist eher offensiv. Ich trage gerne kurze Kleidung und suche mein Outfit nach Lust und Laune aus. Natürlich ernte ich im kurzen Rock oft Blicke, was natürlich und verständlich ist, aber es kommt darauf an, wie die Leute gucken, ob es mich stört oder nicht. Aber ich habe auch gelernt, starrende Blicke auszublenden, denn ich mag mich nicht ständig damit auseinandersetzen. Es wäre schön, wenn die Gesellschaft etwas mehr Offenheit und vor allem mehr Normalität im Umgang miteinander zeigen würde. Im Ausland habe ich oft positives Feedback bekommen und die Menschen sind auf mich zugekommen, um mir zu sagen, dass sie es total cool finden, dass ich trotz des Handicaps reise. Hier in Deutschland kommt oft als erstes die Frage, was mir passiert sei. Warum ist das wichtig? Diese pure Neugierde nach Sensation empfinde ich als distanzlos. Ein bisschen mehr Feingefühligkeit wäre schön, denn es gibt auch Menschen, die daran schwer tragen. Und letztendlich definiere ich mich nicht über meine Prothesen, sie sind nicht das, was mich individuell ausmacht. In erster Linie bin ich einfach ein Mensch, wie jeder andere.



Musik ist die Sprache, die Willi liebt. Doch weil seine Mutter Birte Müller nicht für sein Verhalten garantieren kann, sind Konzertbesuche für alle ein Seitanz

Ein Konzerthaus für alle. Auch für Willi?

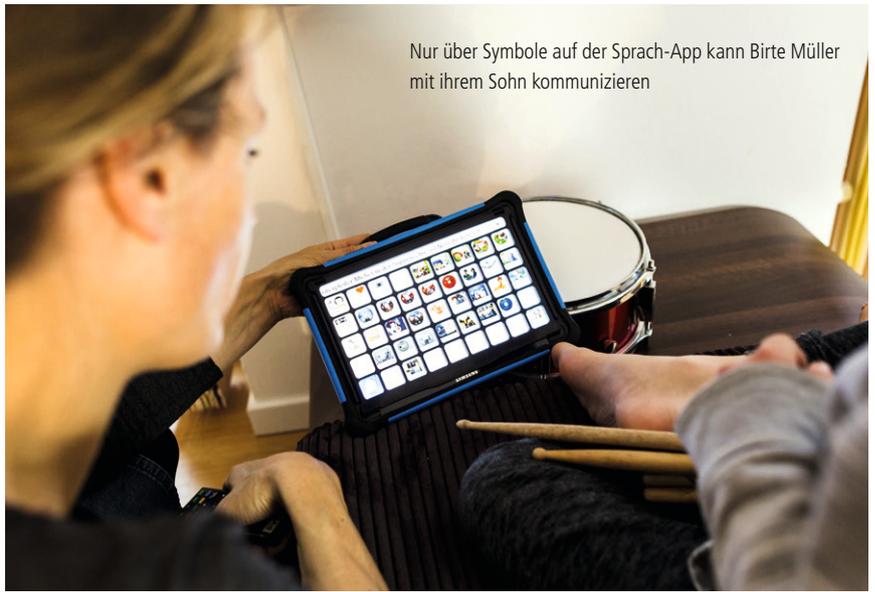
Grenzen der Inklusion Willi (10) ist schwer musikbegeistert – und schwer geistig behindert. Bei einer Probe des NDR Elbphilharmonie Orchesters hat der Junge im vollbesetzten Großen Saal des neuen Konzerthauses getanzt. Doch ist dieses Verhalten für das Publikum zumutbar?

- Text: David Hock
- Fotos: Jakob Börner

Als Willi nach Hause kommt, wird's trubelig. Und laut. Um kurz nach 15 Uhr stürmt der Junge, zurück von der Schule, ins Esszimmer. Sein Blick fixiert das iPad auf dem Tisch. Vier Laufschritte und eine Bildschirmberührung später ertönt daraus Musik: Peter Tschaikowsky, „Der Nussknacker“. Willi stößt ein euphorisches „Aaah!“ aus. Er greift das Tablet und rennt damit auf Toilette. Während die Klospülung läuft, spielt Willis Musikanlage Beethovens Coriolan-Ouvertüre – mit Video des Bayerischen Staatsorchesters. Willi flitzt zurück an den Esstisch. Während seine Mutter ihm warme Laugenstangen aus dem Ofen holt, klickt sich der Zehnjährige durch sein Musikrepertoire. Teilweise so schnell, als wolle er all seine Lieblingsstücke auf einmal hören. Dann steht Essen und Trinken auf dem Tisch. Das iPad weicht ein Stück nach links. In seiner rechten Hand hält Willi wahlweise eine Laugenstange oder einen Becher Milch. Die linke wippt nun lässig im Takt von „Buena Vista Social Club“, Track 2. Auch sein Kopf nickt gemütlich im Rhythmus. Die Musik hat den Jungen mit Down-Syndrom voll unter Kontrolle. Das ist die Sprache, die er liebt.

„Wird die Elbphilharmonie wirklich für alle Menschen da sein, selbst für so einen wie meinen Sohn, für den ich keine Verhaltensgarantie abgeben kann?“, fragte Willis Mutter, Birte Müller, im Februar dieses Jahres – kurz nach Einweihung von Hamburgs neuem Wahrzeichen – in ihrer Kolumne bei *Spiegel Online*. Müller hat hier nicht nur den Wunsch geäußert, dass auch ihr Sohn einmal den besonderen Klang im Großen Saal erleben darf. Sie offenbart vielmehr an einem Beispiel, wo Inklusion an Grenzen stößt: Haben Menschen mit Behinderung, die sich nicht mehrheitskonform verhalten können, dennoch das Recht, an Kulturveranstaltungen teilzunehmen? Oder ist die Mehrheit dazu berechtigt, solche Menschen auszuschließen, weil ansonsten ihr eigenes Erleben behindert wird? Ein Spannungsfeld.

Sechsmal hat die Familie sich bereits in dieses Spannungsfeld begeben und ganz unterschiedliche Erfahrungen gemacht. Der erste Versuch vor fünf Jahren, ein Auftritt des Münchener Bläserensembles Blechschaden in der Laeiszhalle, scheiterte nach einer Viertelstunde: Im Oberrang bekam Willi Panik, die Familie musste das Konzert verlassen.



Nur über Symbole auf der Sprach-App kann Birte Müller mit ihrem Sohn kommunizieren

Willis Welt

Willi ist mit dem Down-Syndrom (Trisomie 21) zur Welt gekommen. Durch eine Stimmbandlähmung und eine therapieresistente Epilepsie (West-Syndrom) kurz nach der Geburt haben Mutter und Sohn Willis erstes Lebensjahr größtenteils im Krankenhaus verbracht. Heute ist der Zehnjährige schwer geistig behindert und kann nicht sprechen. Mit seiner Familie kommuniziert er vor allem über Gebärden, einen Sprachcomputer – und über Musik. Mehr über „Willis Welt“ unter www.illuland.de

Ein Jahr später der zweite Anlauf. Wieder Laeiszhalle, „Peter und der Wolf“. Für Willi bis heute ein Evergreen. Die Familie sitzt nun im Parkett. Das Problem diesmal: Es ist ein Kinderkonzert. Die Lieder werden gekürzt, Gesprächsdialoge eingefügt. Willi nervt es zutiefst: „In den Textpassagen ist er ausgeflippt, hat auf den Nachbarn vor sich gehauen in der Hoffnung, dass dadurch jemand wieder für Musik sorgt“, erzählt Birte Müller.

In Konzerten für Erwachsene kommt die Musik zwar voll zur Geltung – dafür empfinden hier viele schon ein hörbares Räuspern als Störung. Wenn ein Paukenschlag dramatische Spannung erzeugt, kann Willi diese aber nicht einfach aufnehmen. Er muss seinem Sitznachbarn auf die Schulter klopfen, auf die Trommel zeigen, und „Oooaaahh!“ jauchzen. Wenn er dafür nur ein „Pssst“ erntet, bringt ihn das auf die Palme. Er wird noch lauter. „In solchen Situationen läuft mir der Schweiß. Mir tun alle leid; die Musiker, Willi und die anderen Zuschauer“, sagt Birte Müller. Sie selbst hat dann nur zwei Optionen: Die Spannung aushalten – oder mit ihrer Familie die Flucht antreten.

Warum besucht die Familie nach all diesen – für alle Beteiligten – unschönen Erfahrungen weiterhin Konzerte? Weil es auch Erlebnisse gegeben hat, in denen Birte Müller keine Schweißperlen, sondern Tränen der Rührung über das Gesicht gelaufen



einer Probe des NDR Elbphilharmonie Orchesters teilnehmen. Eine Mitarbeiterin hatte sie eingeladen. Willi hörte erst gebannt zu, dann stand er auf und tanzte. Er war dermaßen begeistert, dass er am Ende aus dem Saal getragen werden musste. „Mit Willi in die Probe zu kommen, hat mir viel bedeutet“, schrieb Birte Müller hinterher in einem Dankesbrief. „Wir können einfach nicht in ‚normale‘ Konzerte gehen. Und das schmerzt sehr, wenn man ein Kind hat, das nur wenige Wörter mit Gebärden sagen kann, und das einen sonntagsmorgens mit den Zeichen für Pauke, Geige, Trompete und Kontrabass begrüßt, und ich ihm aber eben nur ganz selten diesen Wunsch erfüllen kann.“

Doch Birte Müller hat Mut gefasst. Sie weiß, dass Konzerte, „in denen explizit alle willkommen sind“, Erfolg haben können. „Ich finde es gut, wenn Leute ganz ruhig und tief in die Musik einsteigen wollen, wirklich. Ich möchte nur, dass es auch Tage gibt, an denen es anders laufen könnte.“ An die Elbphilharmonie richtet sie einen konkreten Vorschlag: „Ein vierteljährliches ‚All inclusive‘-Konzert, zu dem jeder eingeladen ist. Je nach Nachfrage wird Menschen mit geistiger Behinderung auf einen Anteil der Karten ein Vorkaufrecht eingeräumt.“ Das Ziel: „Ein inklusives Publikum, in dem jeder seine Begeisterung unterschiedlich zum Ausdruck bringt. Im besten Fall beschert es allen ein bereicherndes Erlebnis, weil die Erwartungshaltung eine andere ist.“

Tom R. Schulz, Pressesprecher der Elbphilharmonie, hält diesen Vorschlag „grundsätzlich für eine super Idee“. Auch für Nichtbehinderte könne das Erleben einer von außen betrachtet ungesteuerten emotionalen Musikbegeisterung sehr bewegend sein. Aber: Willi sei für die Elbphilharmonie erst einmal ein ganz besonderer Fall von Musikliebe. „Bislang hat sich noch niemand sonst in einer vergleichbaren Lebenssituation an uns gewandt, der oder die Musik live erleben möchte, sich dabei aber nicht so verhalten kann, wie wir das von Konzertbesuchern sonst erwarten.“ Seine Empfehlung: Die Betroffenen sollten gemeinschaftlich einen Wunsch formulieren und an die drei großen Hamburger Orchester herantragen. Wenn die Musiker sich darauf einlassen, glaubt Schulz, „dass in so einer Veranstaltung, wenn sie gut vorbereitet ist, ein großes Potenzial stecken kann.“

sind. Wenn Willis Verhaltensauffälligkeit nicht stört, sondern seine auffällige Musikbegeisterung andere Menschen berührt. Wie im März in der Christuskirche Eidelstedt: Beim jährlichen „Brückenkonzert“ sind ausdrücklich auch Menschen mit geistiger Behinderung willkommen. Die klassische Musik soll eine verbindende Brücke schlagen. Zwischen Schwerstmehrfachbehinderten und Schwerstmehrfachnormalen rümpfte an Willis zehntem Geburtstag niemand die Nase, als dieser während Bachs Klavierkonzert Nr. 1 plötzlich aufstand, um sich zur Musik zu bewegen. Der musikalische Leiter der Kirche zeigte sich davon sichtlich bewegt: „Ich habe es noch nie erlebt, dass jemand zu Bach getanzt hat“, sagte er in seiner Rede nach dem Konzert unter Tränen.

Als Birte Müller im Februar in ihrer Online-Kolumne fragte, ob ihr Sohn auch im „Konzerthaus für alle“ willkommen sei, rechnete sie nicht damit: Vier Monate später durfte Willi mit Mama und Opa an

Birte Müller

... hat nach einem Auslandsaufenthalt in Australien an der Hochschule für Angewandte Wissenschaften Hamburg (HAW) Buchillustration studiert. Das Studium hat die heute 44-Jährige mit weiteren Reisen verbunden: Ein Semester lang studierte sie Freie Malerei in Mexiko, ihre Diplomarbeit verfasste sie in einem Dorf in Bolivien. Die Mutter von zwei Kindern schreibt regelmäßig über ihren ganz normalen Familienwahnsinn. Dass dieser auch Bücher füllen kann, zeigt ihr jüngstes Werk „Wo ein Willi ist, ist auch ein Weg“. Außerdem bietet Müller Lesungen an Grundschulen an, unter anderem zum Thema „Behinderung“.

Ausgeh-Tipps #2

Unsere Kollegin Anastasia Umrik liebt es: ausgehen, essen, daten, tanzen. Und sie weiß, wo sich das alles am besten machen lässt. Ihre Tipps für ungebremstes Vergnügen

► Texte: Anastasia Umrik



Atelier F

Französische und amerikanische Speisen neu definiert, sehr feine Küche und das Interieur ist der Wahnsinn: Jeder Raum hat ein eigenes Design, es gibt die ganze Zeit etwas zu entdecken und selbst dann hat man noch nicht alles gesehen. Und für die, die es sehr kuschelig mögen, gibt es sogar kleine Kabinen für zwei bis vier Personen. Ganz wie zu Hause – nur besser. Ein *Muss* für alle Leute mit Sinn für schönes Design!

 ► **Es gibt eine barrierefreie Toilette im Kaufmannshaus, zu dem das Atelier F gehört, Große Bleichen 31 (Neustadt); www.atelierf.eu**

Portonovo

Ein Blick aus dem Fenster und dieser landet direkt auf der Außenalster. Mit ganz viel Fantasie kann man sich einbilden, man sei gerade in Italien und warte auf das Essen: Nudeln, Pizza, Fisch, Fleisch ... alles steht hier zur Auswahl. Der Sonnenuntergang lässt sich sommers wie winters wunderbar genießen! Kurzurlaub für die Seele.

 ► **Es gibt hier leider keine (große) barrierefreie Toilette, allerdings sind die Toiletten ebenerdig zugänglich. Für die einen gegebenenfalls passend, für andere wiederum nicht, Alsterufer 2 (Rotherbaum); www.ristorante-portonovo.de**

Tschebull

Seid nicht so naiv wie ich und geht da nicht ohne eine Reservierung hin; es ist nämlich oft ziemlich ausgebucht. Als ich dort endlich einen Tisch bekam, verstand ich, warum es spontan immer ausgebucht war: Gutes österreichisches Essen, sehr gute

Weine und eine warme, gemütliche Atmosphäre. Ich habe als Letzte das Restaurant verlassen.

 ► **Rollstuhltoilette befindet sich im Hotel Hyatt im gleichen Gebäude, Mönckebergstraße 7 (Altstadt); www.tschebull.de**

Chapeau

Wer im Chapeau essen geht, der sollte sich auf viele „Wow“-Momente einstellen. Dort ist, neben dem hervorragenden Essen, auch das Einrichtungsdesign sehr exklusiv und bis ins Detail ausgewählt. Man kann sich stundenlang umgucken und entdeckt auch dann noch neue Dinge. Sehr gut fürs erste Date geeignet – es entsteht keine Langeweile, selbst wenn das Gegenüber öde ist.

 ► **Rollstuhltoilette ist vorhanden, Moorfuhrweg 10 (Winterhude); www.chapeau-restaurant.com**

Mutterland

Das Café eignet sich als zentraler Treffpunkt genauso wie für eine angenehme Wartezeit auf den nächsten Zug. Auch ist es ein guter Ort fürs Abendessen, bevor man ins Schauspielhaus oder in die Lange Reihe weiterzieht. Herrlich: der kleine Laden mit kulinarischen Geschenken (die man auch für sich selbst kaufen darf). Beim Herausgehen ist man sehr befriedigt. Und arm. Aber das macht nichts!

 ► **Zahlreiche barrierefreie Toiletten befinden sich in der zentral gelegenen Umgebung, Ernst-Merck-Straße 9 (St. Georg); www.mutterland.de**

Café Leonar

Ich dachte immer, das Café sei eher etwas für intellektuelle, belesene, Fremdwörter benutzende Professoren. Bis ich dort eine Verabredung (na gut, nennen wir es „Date“) hatte und seitdem von dort nicht mehr wegzukriegen bin. Angenehme, friedliche Atmosphäre. Und hinterher fühlt man sich gleich so viel schlauer!

 ► **Rollstuhltoilette ist nicht vorhanden, Grindelhof 59 (Rotherbaum); www.cafeleonar.de**

Koppel 66

Ich bin mindestens alle zehn Tage in der Koppel und inzwischen weiß jede/r Kellner/in wie ich meinen Kaffee trinke: Cappuccino, in einem Pappbecher (wegen des Gewichts) und mit einem Strohhalm. Ein Öko-Café in sehr cool. Dort fühle ich mich wohl und bekomme die besten Ideen!

 ► **Rollstuhltoilette ist nicht vorhanden, aber eine Station weiter ist das George Hotel mit einer sehr großen Toilette, Koppel 66 (St. Georg); www.koppel66.de**

Bar 1910

Für einen Moment habe ich vergessen, welches Jahr wir haben und wo ich bin. Der Pianist spielte „Happy Birthday“ und ich war so sehr in Gedanken verloren, dass ich vergessen habe, dass er womöglich für mich spielt ... Das war an meinem ersten Abend in der Bar 1910 und seitdem bin ich sehr gern an diesem Ort. Die Inneneinrichtung ist aus den 20er Jahren und riecht nach einer intensiven Geschichte, während an der Bar meistens sehr interessante Persönlichkeiten verweilen.

 ► **Rollstuhltoilette ist vorhanden, Kirchenallee 34-36 (St. Georg); www.bar1910-hamburg.de**

Mojo

Wer Funk, Soul, HipHop und tolle Menschen mag, der ist hier richtig. Etwas zu dunkel der Club, aber der Sound dafür umso besser. Ich bin gern hier!

 ► **Rollstuhltoilette ist vorhanden, Reeperbahn 1 (St. Pauli); www.mojo.de**

Hier geht die Inklusion baden

Wettkampf-Aus Inklusion ist in. Nur nicht für den Deutschen Schwimm-Verband (DSV). Der kassiert Sportler mit Handicap lieber ab

- ▮ Text: Mirko Schneider
- ▮ Foto: Phoenix Sport

Am 11. November beginnt in Deutschland der Karneval. Bekannt als „das närrische Treiben“. Wer in diesem Jahr am 11. November das Schwimmfest der Schwimgemeinschaft (SG) Bille in Bergedorf besuchte, bekam allerdings wie schon in den beiden Jahren davor den Eindruck, die Narren trieben ihr Unwesen nun auch im Deutschen Schwimm-Verband (DSV) – in einer ganz und gar unlustigen Version. Ein Wort, welches sich auf Inklusion reimt, sie aber extrem erschwert. Denn erneut nahmen bei dem beliebten Event keine Schwimmerinnen und Schwimmer mit Handicap von den Vereinen Phoenix Sport und Alstersport teil – obwohl sie gerne dabei gewesen wären. „Wir haben nicht gemeldet. Wir wollten weder die Schiedsrichter unter Druck setzen noch unseren Sportlerinnen und Sportlern Hoffnungen machen, die wir aufgrund der Zusatzkosten nicht erfüllen können“, sagt Markus Werner, Vorstandsvorsitzender von Alstersport.

Sportler mit Handicap, für deren Teilnahme an einem Schwimmfest im Gegensatz zu den anderen Teilnehmern ohne Handicap extra gezahlt werden muss? Wer verstehen will, wie es dazu kam, muss die

Geschichte von Anfang an betrachten. Sie beginnt an einem sonnigen Tag, dem 18. Juni 2010. Der DSV e.V. und der Deutsche Behindertensport-Verband e.V. (DBS) unterzeichnen feierlich einen Kooperationsvertrag. Dieser dient, wie es gleich zu Beginn des Vertragswerks heißt, dem „Zwecke der Förderung des Sports für Menschen mit Behinderung“. Der entscheidende Satz, um die Inklusion voranzutreiben:

„Für Sportler/innen mit Behinderung, die an Wettkämpfen beider Fachverbände teilnehmen möchten, ist eine Mitgliedschaft in einem Verein und die Anerkennung der jeweiligen Bestimmungen (z.B. Registrierung, Klassifizierung und ggf. Lizenzierung) Voraussetzung.“

Es ist dieser Satz, der für die Menschen mit Handi-

cap die Tür zur Teilnahme an DSV-Wettbewerben öffnet. Ihre DBS-Mitgliedschaft reicht dafür aus.

In der Folgezeit gelingt die Umsetzung in der Praxis. Individuell abgestimmte Maßstäbe und Punktetabellen sichern die Vergleichbarkeit der sportlichen Leistungen. „Wenn die Arme eines Sportlers beispielsweise unterschiedlich lang sind, ist für ihn der zeitgleiche Anschlag beider Hände natürlich nicht Pflicht“, erklärt Markus Werner von Alstersport. Viel wichtiger als der Sieg im Becken ist aber der Sieg der Inklusion.

Doch zwei Jahre nach der Kooperationsvereinbarung geschieht, zunächst lange Zeit nahezu unbemerkt, etwas Merkwürdiges. Der DSV legt in seinen „Teilnahmevoraussetzungen für die Teilnahme von behinderten Schwimmern bei Veranstaltungen innerhalb des DSV“ fest, der entsprechende Schwimmer müsse „beim DSV registriert sein“ und zudem „zum Zeitpunkt des Starts eine gültige Jahreslizenz besitzen“. Faktisch bedeutet das: Schwimmerinnen und Schwimmer mit Handicap werden vom DSV zur Kasse gebeten. Da die meisten sich das gar nicht leisten können, müssten die Vereine zahlen.

Und so kommt es schließlich, wie es kommen muss. 2015 muss die SG Bille die Schwimmerinnen und Schwimmer der Vereine Phoenix Sport und Alstersport auf Druck des Hamburger Schwimmverbandes kurzfristig ausladen, da sie die DSV-Auflagen nicht erfüllen. Zahlen wollen die Vereine die Mehrkosten

verständlichweise nicht. „Von den rund 53 Euro pro Mitglied entfallen 42 Euro auf die Verwaltung der Parallel-Lizenzen. Bei zwölf Sportlerinnen und Sportlern reden wir über 630 Euro, die wir zahlen, weil ein Dutzend Mitglieder einmal

am gemeinsamen Adventsschwimmen teilnehmen will. Das kann

Wichtiger als der Sieg im Becken ist der Sieg der Inklusion

unser Verein weder aufbringen noch rechtfertigen“, sagt Markus Werner von Alstersport.

Noch dreister als mit den Vereinen geht der DSV offenbar mit der SG Bille selbst um. Matthias Stehn, seit drei Jahren dort Wettkampfrichterobmann: „Wir sind an die DSV-Regularien gebunden, dürfen keine Sportler starten lassen, die nicht die Teilnahmebedingungen des DSV erfüllen. Uns wurde gedroht, wir würden für einen Zeitraum von ein bis zwei Jahren keine DSV-Wettkämpfe mehr ausrichten dürfen, wenn wir die Aktiven mit Handicap von Alstersport und Phoenix Sport starten lassen. Das wären für uns als SG Bille Verluste, die locker im vierstelligen Bereich

liegen. Aber in der heutigen Zeit denke ich mir: So etwas kann eigentlich nicht sein. Phoenix Sport und wir haben zum Beispiel teilweise die gleichen Trainingszeiten. Da gehen alle fröhlich und herzlich miteinander um. Und auf unserem Schwimmfest soll das nicht gehen?“

Exakt diese Frage stellte sich auch der Hamburger Sportbund (HSB) – und wurde aktiv. Maarten Malczak, Referent für Sportpolitik im HSB, wollte den Widerspruch der Kooperationsvereinbarung von 2010 und der Teilnahmevoraussetzungen von 2012 auflösen und kontaktierte den DSV. Erfolglos. „Wir als HSB bemühen uns seit mehr als einem Jahr auf höchster Ebene, um eine Klärung mit dem DSV. Leider

beharrt der DSV auf seiner Auffassung, dass Schwimmer mit Behinderungen in beiden Verbänden Verbandsabgaben bezahlen sollen. Die Schwimmer vor Ort wollen nur eines: Gemeinsam schwimmen, egal ob sie eine Behinderung haben oder nicht. In diesem Sinne sollte man nach Lösungen suchen, anstatt ständig neue Begründungen zu suchen, warum das nicht möglich ist“, so Malczak. Auch SZENE HAMBURG startete einen Versuch. Wir sendeten dem DSV unsere Fragen zu. Die Antwort? Schweigen! Nicht einmal über seine generelle Haltung zur Inklusion wollte uns der Verband Auskunft erteilen. Es wirkt, als sei das närrische Treiben im DSV noch lange nicht zu Ende.

Spaß im Becken haben die Schwimmer des Vereins Phoenix Sport – allerdings nicht mehr bei DSV-Wettbewerben



Ein eingespieltes Team:
Seit drei Jahren arbeitet
Ewgenia schon für Anastasia



Kurz vor meinem 21. Geburtstag, kurz vor dem Ende meiner Ausbildung zur Groß- und Außenhandelskauffrau: Seit zwei Minuten fühle ich mich sehr erwachsen: Soeben bin ich in meine erste eigene Wohnung gezogen. YEAH! Der Hunger meldet sich und ich überlege kurz, wie noch mal die fremde Person in meiner Wohnung heißt. „Lisa?“, rufe ich den Namen meiner neuen Assistentin noch etwas unsicher. „Kannst du mir bitte die Pizza in den Ofen schieben?“ Ich kann das nämlich nicht allein. Ich kann fast nichts allein.

Zehn Jahre später: „Was ist gelb und weht im Wind?“, fragt die junge Frau, die bei mir als Assistentin arbeitet, und macht gerade den Wasserkocher an. „Weiß nicht ...“, sage ich und grinse, ahnend dass es einer dieser Witze ist, bei dem man Augen rollend schmunzelt. „Eine Fahnaneeee!!!“, sagt sie und lacht laut auf. Wir haben den gleichen Sinn für doofe Witze, uns beiden stehen Lachtränen in den Augen. Es klingelt an der Tür, der Postbote wahrscheinlich. Mein lautloses Handy blinkt ununterbrochen, der Wasserkocher ist fertig, die Musik dudelt im Wohnzimmer, ich erinnere mich an meine To-do-Liste ... Der neue Tag hat begonnen, der Alltag hat mich wieder. Ich

Keine 08/15-Sache

Assistenz Ein Leben ohne fremde Hilfe ist nicht möglich. Unsere Autorin Anastasia Umrik kennt das nicht anders. Und ist darum heute Arbeitgeberin: Mehr als 40 Frauen haben sie in den letzten zehn Jahren begleitet

- Text: Anastasia Umrik
- Foto: Philipp Jung

Interesse? Ab 1. Februar ist wieder eine Stelle frei!

bewege mich Richtung Wohnzimmer und schließe die Tür – und erkläre meiner Assistentin nicht warum, was bei mir heute alles auf dem Zettel steht, und warum ich unsere morgendliche Unterhaltung so abrupt unterbrechen musste. Das muss sie nicht wissen, ich rufe sie, wenn ich ihre Hilfe benötige.

Keine 08/15-Managerin

In den zehn Jahren, in denen ich allein wohne, haben mich über vierzig verschiedene Frauen im Alltag unterstützt. Sie kommen aus den unterschiedlichsten Berufsbranchen: Studentinnen, Künstlerinnen, Wissenschaftlerinnen, Mütter. Sie sind mutig und wollen etwas Neues ausprobieren, sie suchen nach Sicherheit und gleichzeitig Flexibilität – beides kann ich ihnen bieten – und sind körperlich in der Lage, meine muskelschwachen Arme durch ihre zu ergänzen. Alle mich betreffenden Entscheidungen fälle ich selbst: Wie möchte ich meinen Tag gestalten? Wo? Mit wem? Was ist mir dabei wichtig? Lediglich das Warum erkläre ich selten. Hier habe ich für mich meine persönliche Grenze beschlossen.

Jede vermeintliche Kleinigkeit muss ich kommunizieren und sehr transparent mit meinen Bedürfnissen und Emotionen sein. Aus welchem Glas ich trinken und welchen Kugelschreiber in der Hand halten möchte. Wie das Essen gewürzt sein soll und ob die Kerzen auf dem Tisch angezündet werden sollen. Ich formuliere, wie ich die Wäsche gewaschen haben möchte, und sage sehr genau, auf welche Art und Weise die Fenster geputzt werden sollen. Durch die klare Kommunikation habe ich zu vielen Sachen auch eine klare Meinung, die musste ich mir allerdings einst erst bilden. Auch über meine emotionale Verfassung spreche ich meistens sehr offen, um keine Missverständnisse entstehen zu lassen: „Ich möchte heute lieber allein sein, eine geschlossene Tür wäre mir lieb.“

Professionalität, Grenzen und gleichzeitig herzliche Offenheit war für mich von Anfang an ein großes Thema. Wie nah darf oder möchte ich meine Assistentinnen an mich heranlassen und wie viel möchte ich aus deren Leben überhaupt wissen? Ich mag alle Menschen, die ich meine Woh-

nung betreten lasse, und ich verquatsche mich unheimlich gern mit ihnen. Meine Assistentinnen sind eine Inspirationsquelle für mich. Durch die unterschiedlichsten

Lebensweisen und Altersklassen nehme ich sehr viel mit, erfahre über neue Welten und habe dann das Gefühl, selbst ein Stück von ihrem Alltag gelebt zu haben. Bei all dem großartigen Austausch darf ich nicht vergessen, dass mein eigenes Leben, gefüllt mit vielen tollen Freunden, einem sehr spannenden Beruf und einer viel zu kurz kommenden Freizeit, weiterhin gelebt und erfahren werden will.

Das Leben mit Assistenz gleicht einer Unternehmensführung. Und zum Chefsein gehören klare Kommunikation und Grenzen, aber auch das Können, den Mitarbeiter*innen zuzuhören und sie ernst zu nehmen. Ach, und die Einsatzpläne wollen erstellt, die Abrechnungen gemacht und das Geld überwiesen werden.

Das Modell der persönlichen Assistenz ist für mich die größte Freiheit, die ich mir jemals hätte erträumen können. Ich reise, ich gehe aus, ich arbeite, ich treffe Freunde, ich führe meinen Haushalt und kann meine ganz persönlichen Gewohnheiten ausleben. Mir begegnen hier Menschen, die hätte ich in einem Leben ohne Assistenz niemals getroffen, nie hätte ich diese Dinge gelernt und erfahren, die ich hier – einfach so – hören darf.

Kein 08/15-Job

Wie jeder Job hat auch dieser Vor- und Nachteile. Das Besondere bei diesem Job ist die Gelegenheit, etwas Sinnvolles für Geld zu tun, einen Einblick in ein neues Lebenskonzept zu bekommen und durch die finanzielle Sicherheit mehr Zeit für die Verwirklichung der eigenen Projekte zu haben. Hier lernen alle Beteiligten in erster Linie etwas über sich und ihre Grenzen, aber auch über die Kommunikation und die 1:1-Zusammenarbeit.

Für mich arbeiten immer fünf bis sieben

Assistentinnen gleichzeitig in wechselnden Schichten. Eine normale Schicht beginnt gegen Mittag und dauert in der Regel 24 Stunden. Die Aufgabe der Assistenz: Sie muss in dieser Zeit mein verlängerter Arm sein. Es ist nicht leicht, denn es erfordert ein Höchstmaß an emotionaler Flexibilität. Ob ich zu Hause bleibe oder viel auf dem Programm stehe, bei guter oder schlechter Laune, unabhängig vom Wetter und eigenen Bedürfnissen: Bestimmte Dinge müssen gemacht werden. Die aktive Teilnahme an Diskussionen oder Events ist für die Assistentin nicht möglich, denn sie ist lediglich ein Schatten, der immer in die Sichtbarkeit rückt, wenn er gebraucht wird.

Als ich Ewgenia frage, was ihr die Arbeit mit mir bedeutet, überlegt sie nicht lang: „Für mich liegt die Herausforderung dieser Arbeit darin, mich, meine Befindlichkeiten, Meinungen, und Vorstellungen selbst zurückzustellen und dabei trotzdem authentisch zu bleiben. Und das ist gleichzeitig auch das Schönste – nicht die hohe Sicherheit der Anstellung, die hohe Flexibilität und genug Zeit für Eigenes, sondern genau diese Balance, die es erlaubt, dass zwischen uns eine besondere Kommunikation entsteht. Sie gibt mir das Gefühl, ein Teil von etwas Größerem zu sein und wirklich zu helfen.“ Seit fast drei Jahren ist sie nun schon bei mir. Ob wir Freundinnen seien, werde ich oft gefragt. Darüber müssen wir beide immer schmunzeln, weil wir inzwischen ein gutes Team miteinander sind, viele Dinge funktionieren wortlos über Augenkontakt, sodass wir synchron nebeneinander wirken.

Ich lehne das Prinzip „Freundschaft“ nicht partout ab. Natürlich ist es von Vorteil, wenn man sich mag, wenn man über die gleichen Dinge lacht und ähnliche politische Ansichten hat. Auch der ähnliche Stil ist nicht unwichtig, schließlich begleiten mich die Assistentinnen den ganzen Tag. Dennoch darf die Freundschaft nicht die Priorität sein, wenn man den Arbeitsvertrag unterschreibt. Es ist in erster Linie ein Arbeitsverhältnis, das Ziel ist klar: Die Absicherung unserer beider Leben. Es ist wie mit der Liebe: Es ist wie es ist, manchmal entstehen Dinge und Gefühle, dagegen sollte man sich nicht sträuben, finde ich.

**Ab 1. Februar ist wieder eine Stelle frei.
Bewerbungen an info@anastasia-umrik.de**

Locker bleiben!

Wer macht eigentlich den Anfang, wenn es um Inklusion, Toleranz und Offenheit geht? Und dürfen auch Menschen mit Behinderung einen schlechten Tag haben? Von Vorurteilen und vom Brückenbauen

Text: Anastasia Umrík

Müde stehe ich an der Bushaltestelle an der Mönckebergstraße, einer dieser Orte, die mich einsam in der Menge fühlen lassen. Dort stehen auch andere – müde, in Gedanken, auf dem Display klickend, mit einem Stöpsel im Ohr, Löcher in die Leere starrend. Jeder scheint abwesend und dennoch ungeduldig auf den Bus zu warten – schließlich haben wir noch viele Missionen heute zu erledigen! „Nahein!“, höre ich jemanden brüllen. Eine Dame im Rollstuhl faucht gerade jemanden an, der ihr netterweise beim Einstieg in den Bus behilflich sein wollte. „Glauben Sie nicht, dass ich allein zurechtkomme? Sehe ich so hilfsbedürftig aus oder was?“ Der Helfer distanziert sich etwas irritiert von der Dame, verschwindet anschließend in der Menge, ohne einen Ton zu sagen. Ich schäme mich. Alle schämen sich. Keiner sagt etwas. Was denn auch?

Eine Frau, die einen schlechten Tag, vielleicht sogar ein schlechtes Leben hat, lässt ihren Frust an unbeteiligten, hilfsbereiten Menschen ab, was lediglich zu mehr Unsicherheiten führt. Wenn das die Reaktion auf die Hilfsbereitschaft ist, dann will keiner der Zuschauer jemals wieder helfen. Dann lieber wegschauen, so wird man auch nicht angepöbelt.

Vorurteile und Ängste entstehen oft grundlos aus der Unwissenheit heraus. Das ist dann zwar die blödeste Form des Vorurteils, aber auch die am leichtesten zu durchbrechende. Generell haben Vorurteile ihre Daseinsberechtigung, finde ich. Wo kämen wir denn hin, wenn wir alle durch und durch offen wären und einfach alle Menschen in unsere Arme und Herzen schließen würden? Manche Vorurteile stimmen sogar – zufälligerweise – und dann wird es unangenehm, insbesondere für die Personengruppe, gegen die sich so eine negative Meinung gebildet hat. Die müssen es dann nämlich ausbaden.

Mein Bus kommt um die Ecke und ich schaue mich schon mal um, überlege, wen ich gleich um Hilfe bitten könnte. Ausgerechnet heute bin ich ohne Assistenz unterwegs und hoffe auf jemanden, der mir beim Einstieg in den Bus durch das Ausklappen der Rampe behilflich sein kann. Alle meiden meinen Blick, zu frisch war das Bloßstellen des Helfers vor wenigen Minuten. Vergeblich versuche ich Kontakt zu jemandem aufzunehmen, keiner lässt sich auf die Situation mit mir ein, obwohl ich nichts mit der Dame im Rollstuhl vor mir gemeinsam habe. Nichts!

„Entschuldige, könntest du mir bitte mit der Rampe helfen?“, frage ich direkt einen jungen Mann, der am nächsten zum Bus steht. Er nickt. Ich lächle. „Danke dir vielmals. Schönen Montag-

morgen für dich!“, sage ich ihm nicht allzu laut, nur für ihn hörbar. Ich sehe an seinem Gesichtsausdruck, dass es ihn freut, sich selbst überwunden zu haben.

Wir sprechen und lesen viel über „Vorurteilsfreies Leben“, Offenheit, Toleranz, Inklusion, das Brückenbauen. Aber wer bitte schön soll diese Brücken eigentlich bauen? Denn faul sind wir alle, wir wollen nehmen und nehmen, wenig geben. Es ist nämlich anstrengend, in die Vorurteilsfreiheit zu investieren, es erfordert von einem selbst die Offenheit für den anderen. Nach sehr vielen Selbsterfahrungsjahren als Frau mit Behinderung kann ich mit sehr großer Sicherheit sagen, dass immer die Menschengruppe (Behinderte, Ausländer, Frauen etc.), die von Diskriminierung bedroht ist, die Vorarbeit zur Beseitigung oder erst einmal nur Minimierung der Vorurteile leisten muss.

Am besten funktioniert es mit sehr simplen Tricks:

Humor: Jeder, der über sich selbst lachen kann, ist uns sympathisch. Ein witziger Kommentar oder sogar ein Witz entspannt die Situation und lockert die Stimmung. Im Vordergrund steht der gemeinsame Humor, alles weitere wird vergessen.

Offenheit und Neugierde: „Was passiert eigentlich, wenn ich heute mal diesen Weg nehme?“, eine Frage, die nur ich mir oft stelle. Das ist ein sehr einfacher Trick, um Neues zu erleben, etwas Unbekanntes zu sehen und viel zu lernen!

Empathie: Und zwar auf beiden Seiten! Mir ist noch nie jemand begegnet, der völlig vorurteilsfrei war oder nicht selbst schon Situationen erlebt hat, in denen er diskriminiert oder zumindest unterschätzt wurde. Deshalb finde ich, dass Empathie gefördert werden soll und von allen Seiten wachsen darf.

„So tun, als ob ...“ Eigentlich mag keiner Fakes, und keiner will zugeben, dass man in einer bestimmten Situation gelogen hat. Aber es gibt Momente, in denen es sinnvoll ist, so zu tun, als ob. Wenn man zum Beispiel vorgibt, keine Berührungsängste zu haben, können wunderbare Dinge entstehen! Man stürzt sich in Unbekanntes, keiner merkt die Unsicherheit, und noch bevor man sich umschaun kann – ist man ein Teil des Neuen und die Angst schwindet wie von allein. Es ist nicht die beste Lösung, aber macht total Sinn!

Tipp: Sollte dir jemals ein Mensch mit Behinderung doof begegnen, deine Freundlichkeit mit schlechter Laune überrollt und deine Hilfsbereitschaft als eine Grenzüberschreitung empfunden haben, dann möchte ich dir trotzdem Mut machen: Bitte bleib weiterhin nett. Bleib hilfsbereit. Es war nur ein blödes Erlebnis mit einem Menschen, der einen schlechten Tag hatte oder sein eigenes Leben gerade nicht mag. Es hat nichts mit dir zu tun. Es gibt andere Menschen, die genau dich mögen, weil du so bist, wie du bist und die dankbar für deine Hilfsbereitschaft sind.

**Dieses Magazin gibt es als
barrierefreies PDF unter:
WWW.SZENE-HAMBURG.DE**